

Leseprobe

Harald Stopfkuchen

Wie ein System uns müde macht

Leseprobe – Auszüge (kuratiert) (ca. 22 Seiten)

Hinweis: Bei dieser Auszüge-Version werden die Sprünge jeweils kurz markiert.

Die folgenden drei Auszüge zeigen

Kapitel 1 „Schule: Dressur der Gedanken“ – 1.1 bis 1.4 (Einstieg & Grundlogik)

Kapitel 2 „Der Mythos der Leistung“ – 2.1 bis 2.2 (Leistung als Moral & innerer Zwang)

Kapitel 3 „Vom Bürger zum Schuldner“ – 3.1 bis 3.3 (Schulden-/Schuldlogik & Kreditdebatte)

Sie sind in der Reihenfolge des Buches angeordnet. Zwischen den Auszügen stehen jeweils sehr kurze Orientierungssätze.

Kapitel 1. Schule: Dressur der Gedanken

1.1 Der Kreislauf von Schule und Arbeit

Im Vorwort habe ich versprochen, keine fertigen Antworten zu liefern, sondern mit Fragen zu beginnen. Eine dieser Fragen begleitet mich seit Jahren: Wie kommt es, dass ein Leben, in dem formal so viele Freiheitsrechte gelten, sich für eine große Anzahl Menschen anfühlt wie ein eng getakteter Ablaufplan, dem wir nicht entfliehen können?

Arbeiten. Konsumieren. Schlafen. – Ein stiller Kreislauf.

Dieser Satz klingt wie einer dieser Sprüche auf einem Kühlschrankmagneten – und beschreibt doch genau den Alltag vieler von uns. Er ist keine Theorie, eher ein Taktgefühl: Eine Gesellschaft, die sich frei nennt, deren Tage aber erstaunlich verlässlich in Bahnen verlaufen.

Vom ersten Tag bis zur letzten Gehaltsabrechnung scheint vieles einem unsichtbaren Programm zu folgen: lernen, um zu leisten; leisten, um zu leben; leben, um zu funktionieren. Einschulung, Abschluss, Jobbeginn, Beförderung, Ruhestand – jede Etappe wird gefeiert wie ein kleiner Triumph. Und doch steht am Ende erstaunlich oft nicht Erfüllung, sondern eine Müdigkeit, für die uns die Worte fehlen.

Diese Erschöpfung habe ich im Vorwort gestreift. Und hier beginnt meine Spurensuche: Wo fängt dieses Programm an – und warum folgen wir ihm so bereitwillig? Die Frage, wer es schreibt, führt mitten hinein in die Institutionen, die uns von klein auf prägen.

Bei meiner Suche drängt sich mir immer mehr der Verdacht auf, dass die Antworten nicht erst in der Arbeitswelt zu finden sind, sondern in einer deutlich früheren Phase unseres Daseins: in der Art, wie wir seit der Kindheit lernen, und in dem, was für uns als „normal“ gilt.

Um zu verstehen, wie aus Freiheit so oft Gefolgschaft wird, mache ich einen kleinen Umweg: Ich schaue zuerst auf das, was am Ende dieses Weges herauskommen kann – und gehe dann zurück zu dem Punkt, an dem es beginnt.

Einer, der diese Gefahr für eine Gemeinschaft früh gesehen hat, war Dietrich Bonhoeffer (1906–1945). Der evangelische Theologe und Widerstandskämpfer schreibt in seinen Briefen aus der Haft sinngemäß über eine Form von Dummheit, die nichts mit fehlender Intelligenz zu tun hat. Gemeint ist eher eine Art moralischer Trägheit: die Bereitschaft, das eigene Denken abzugeben und sich führen zu lassen¹. Seine Aussage bezog sich allerdings damals auf ein totalitäres System. Mich interessiert daran weniger die historische Situation als der Mechanismus: wie schnell aus Anpassung eine Gewohnheit wird – und aus Gewohnheit eine Haltung.

Ich habe den Eindruck, dass die Struktur, die er beschreibt, uns auch heute nicht fremd ist: Unfreiheit entsteht dort, wo wir uns daran gewöhnen, das eigene Denken zu delegieren – an Routinen, an Autoritäten, an das, „was man eben so macht“. Nicht weil unsere Gegenwart

ein totalitäres System wäre, sondern weil sich eine ähnliche Dynamik im Alltag bilden kann: leiser, freundlicher – und deshalb schwerer zu erkennen.

Wenn Bonhoeffer eher den Endzustand beschreibt, brauche ich für den Blick auf die Funktionsweise eine weitere Perspektive: eine, die erklärt, warum solche Gefüge nicht wie Macht wirken, obwohl sie unser Verhalten formen.

Hier hilft mir Niccolò Machiavelli. Ihn leitete nicht das Idealbild des Menschen, sondern die nüchterne Frage, nach welchen Regeln Macht funktioniert. Sinngemäß lässt sich bei ihm eine Unterscheidung finden zwischen dem, was sichtbar wirkt, und dem, was dahinter faktisch geschieht: Viele orientieren sich am Eindruck, nur wenige schauen auf das Wesen einer Ordnung².

Ich lese das nicht als historischen Ballast, sondern als Hinweis darauf, wie sich Systeme stabilisieren: Entscheidend ist nicht nur, was eine Ordnung bewirkt, sondern welches Bild sie von sich entwirft. Eine Gesellschaft, in der die meisten überzeugt sind, aus freien Stücken zu handeln, braucht oft keinen offenen Zwang auszuüben. Sie wirkt vielmehr über Zustimmung, Gewöhnung und das stille Gefühl, dass es „eben so läuft“.

In der Gegenwart nennen wir das „Normalität“. Doch sie beruht nicht so sehr auf Einsicht, eher auf Gefolgschaft – oder einfacher: nicht darauf, dass wir überzeugt wären, sondern darauf, dass wir mitgehen. Anpassung wird zur Tugend, Kritik zur Störung und Erfolg zur Kunst, Erwartungen zu erfüllen. Daraus entsteht – so scheint es mir – eine Ordnung der Konformität, die ohne sichtbare Macht auskommt. Sie lebt von unserer freiwilligen Beteiligung und belohnt sie mit Sicherheit und Bequemlichkeit: Vertrag, Gehalt, Status, Zugehörigkeit.

An diesem Punkt komme ich zurück zu meiner Ausgangsvermutung: Wenn diese Struktur selten als Ordnung auffällt, muss man fragen, wo wir lernen, sie für selbstverständlich zu halten. Wo beginnt diese Delegation – dieses stille Einverständnis, dass andere schon wissen werden, was gilt?

Niemand kommt als jemand zur Welt, der sein Denken „abgibt“. Man übt es ein – erst in kleinen, scheinbar harmlosen Formen. Wir lernen früh, dass Zeitpläne gelten, dass Regeln nicht verhandelbar sind, dass es Instanzen gibt, die entscheiden, was richtig ist – und dass es klug sein kann, sich daran zu orientieren. Aus „So macht man das“ wird allmählich eine innere Selbstverständlichkeit. Das ist noch nicht die „moralische Trägheit“, von der Bonhoeffer spricht. Aber es ist der Boden, auf dem sie später plausibel werden kann: weil Delegation vertraut wirkt, sobald jemand anderes den Rahmen setzt.

Natürlich empfinden wir vieles davon als Fortschritt. Und trotzdem drängt sich mir ein unbequemer Gedanke auf: wie klein der Abstand zwischen dieser Normalität und einer perfekt organisierten Form von Gefangenschaft ist, in der die Gitterstäbe höflich „Struktur“ heißen.

Einen ersten Ort hat dieses Einüben in der Schule. Dort beginnt es: in Strukturen, die vernünftig wirken, weil sie Ordnung versprechen – und die uns zugleich beibringen, dass andere den Takt vorgeben. Vieles setzt früher ein, als uns bewusst ist – oft in einem scheinbar unschuldigen Moment.

1.2 Der Takt beginnt

Schauen wir genauer auf diesen Moment: den ersten Schultag. Hier setzt jene Erziehung zur Anpassung ein – eine der leisesten und zugleich mächtigsten Formen sozialer Kontrolle.

Der erste Schultag ist ein feierliches Ritual. Erinnerungsfotos werden geschossen. Schultüten werden stolz getragen. Tränen werden getrocknet. Und doch spüre ich: Irgendetwas geht zu Ende, ohne dass es jemand ausspricht. Gleichzeitig setzt etwas Neues ein: eine Ordnung, unscheinbar, aber folgenreich – ein Wechsel in der Welt eines kleinen Menschen.

Oft ist es der Tag, an dem ein Kind zum ersten Mal ein Klassenzimmer betritt. Manchmal beginnt es sogar früher: mit der stillen Idee, Bildung werde von außen vergeben – statt im Menschen zu wachsen. Und dann sagen Eltern aus Liebe und Sorge: „Sei brav, mach, was die Lehrerin sagt.“

Eine Schulglocke läutet, und mit ihr kommt ein anderer Takt. Zeit wird in Stunden geschnitten, in Fächer sortiert, in Tabellen eingetragen. Das Kind erkennt, dass Warten als Tugend gilt und der Körper stillhalten muss, während der Kopf arbeitet.

Es erfährt: Fragen brauchen den „richtigen Moment“ – sonst stören sie den Ablauf. Nichtwissen gilt nicht mehr als Anfang, sondern als Defizit: etwas, das man möglichst rasch ausräumt, um weiter dazugehören – und genau damit beginnt das Einüben des Funktionierens.

Kinder lernen, Erwartungen zu erfüllen, lange bevor sie verstehen, wer sie sind und wozu sie fähig wären. Sie beginnen außerdem, die eigenen Impulse zu sortieren: Passt das jetzt? Darf ich das fragen? Aus einem spontanen „Ich will wissen“ wird schnell ein vorsichtiges „Darf ich?“ Dabei geht etwas verloren, das sich nur schwer zurückholen lässt: der Mut, auf das eigene Ich zu hören.

Je länger ich darauf schaue, desto deutlicher wird mir: Diese frühe Disziplinierung ist ein unsichtbares Training für eine Erwachsenenwelt, in der Effizienz und Gehorsam zu Tugenden werden. Wir nennen das „Bildung“, doch für mich wirkt es oft wie eine sanfte Form der Unterwerfung.

1.3 Wie aus Bildung Ordnung wurde

Bevor wir tiefer in die Kritik an Schule, Arbeit und Leistung einsteigen, ist mir eines wichtig: Wenn ich von „Dressur“, „Disziplin“ oder „Normalität“ spreche und dabei vergangene Zeiten streife, heißt das nicht, dass ich mich in eine vermeintlich „gute alte Zeit“ zurücksehne. Die Vergangenheit war nicht idyllisch. Viele Epochen, die man heute romantisiert, waren brutaler, unfreier und härter, als uns lieb ist.

Mein Interesse gilt dabei vor allem den Formen von Leben, die leise verschwinden: Räume ohne dauernde Vermessung. Lernen ohne den ständigen Blick auf Vergleichbarkeit. Beziehungen, die nicht sofort als „Netzwerk“ gelesen werden. Die Frage ist nicht, ob wir zurückwollen, sondern ob es neben unserem derzeitigen Weg andere Richtungen nach vorn gibt. Und wie wir sie überhaupt wieder als Möglichkeit wahrnehmen können.

Wer nach anderen Wegen sucht, muss sich fragen, wo wir eigentlich lernen, was als „normal“ gilt – und was wir irgendwann nicht mehr hinterfragen. Und damit landet man fast automatisch bei dem Ort, an dem für die meisten von uns alles anfängt: in der Schule.

Von diesem Moment aus möchte ich den Blick weiten: Was für eine Institution ist das, in die wir da eintreten – und welche Logik trägt sie? Wie ist diese Schule entstanden, was hat sie versprochen – und was übt sie dabei ganz nebenbei mit ein?

Die staatliche Massenschule ist eine Erfindung der Moderne – eine große Idee, geboren aus dem Wunsch nach Gerechtigkeit und funktionierenden Strukturen. Es gab jedoch auch eine Zeit, in der Wissen anders weitergegeben wurde: in Werkstätten, auf Feldern, am Feuer. Kinder lernten, indem sie mitarbeiteten – durch Beobachtung, Nachahmung und Teilnahme. Das war nicht automatisch freier oder besser – vieles war hart, ausschließend und von Zufall geprägt. Aber es zeigt, dass Lernen ebenso anders organisiert sein kann als in einem dauerhaft vermessenden Vergleichsraum.

Erst mit dem Aufstieg der Nationalstaaten und der Industrialisierung im späten 18. und im 19. Jahrhundert wurde Schule zur Institution der Moderne. Lernen bekam eine feste Form. Leistungen konnten verglichen werden. Bürger sollten geformt werden. Dahinter stand ein Versprechen: Bildung für viele. Sozialer Aufstieg. Mehr Gleichheit. Und ein zentral organisierter Unterricht war in der Lage, Wissen schneller und gezielter zu vermitteln als die alten Lernformen.

Die Wurzeln dieses Systems reichen bis zu Johann Amos Comenius, der im 17. Jahrhundert das Ideal einer allgemeinen Bildung für alle Kinder entwarf, und zu Wilhelm von Humboldt, der im frühen 19. Jahrhundert das preußische Bildungssystem prägte. Zwischen beiden steht – in unterschiedlichen Sprachen – dieselbe Hoffnung: dass Bildung öffnen und befreien kann. Und doch zeigt sich gerade hier die Ambivalenz, die mich interessiert.

Es war die Zeit, in der der Staat entdeckte, dass Bildung nicht nur befreien, sondern zugleich formen kann – und dass dieselben Institutionen Türen öffnen und ebenso verschließen können. Es gab spürbare Fortschritte. Die Schule trug entscheidend dazu bei, den

Analphabetismus zu beseitigen. Sie öffnete einer breiten Masse die Tür zu Kenntnissen. Kultur wurde erreichbar. Und sozialer Aufstieg gelang vielen, die früher ausgeschlossen waren. Genau diese Erfolge machen die Schule so ambivalent: Sie kann emanzipieren – und zugleich ein Bild davon prägen, wie man zu sein hat.

Die Ordnung, die Bildung ermöglicht, kann ebenso Neugier dämpfen. Die Struktur, die Wissen verteilt, kann „Denken“ blockieren – und es langfristig entmutigen. Und manchmal klingt das harmlos, im Grunde wie Alltagssprache:

„Setz dich. Hör zu. Mach’s richtig.“ Drei Sätze, fast schon Befehle, die Generationen geprägt haben. Zwischen ihnen verliert sich etwas Kostbares: die Freude, zu entdecken – dieser spielerische Moment, aus dem oft das Intelligente und Lebendige entsteht.

1.4 Die stille Dressur in der Schule

Die moderne Schule ist, wie erwähnt, kein Naturereignis, sondern ein historisches Projekt. Ihre heutige Form entstand im 19. Jahrhundert – im Schatten von Fabrikschlotten und Kasernen.

Das preußische Modell, das später weltweit Vorbild wurde, hatte ein zentrales Ziel: Menschen an Disziplin, Standardisierung und Gehorsam zu gewöhnen. Reihen von Bänken, alle in eine Richtung, Glocken, die den Tag in Einheiten schneiden, klar hierarchische Rollen – Lehrkraft vorn, Kinder schweigend gegenüber: Das ist nicht einfach Tradition, es ist die Logik einer Fabrik, übersetzt in Pädagogik.

Wer eine Schule betritt, gerät in ein Uhrwerk. Was zuerst auffällt, ist selten ein Gespräch, sondern der Takt der Organisation: das Klingeln, der Stundenplan, die festen Wege durch Flure und Türen. Zeit wird in gleichmäßige Stücke geteilt, und nach diesem Rhythmus richtet sich alles: Türen werden geöffnet, Reihen füllen sich, Dialoge brechen ab. Der Ablauf wirkt so vertraut, dass er fast unsichtbar wird. Die Architektur erzählt eine Geschichte: lange Flure, standardisierte Räume, Fenster, die weniger dem Licht als der Aufsicht dienen.

Dass Schulen, Fabriken, Kasernen und Krankenhäuser im 19. Jahrhundert fast identisch aussahen, ist für den französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) kein Zufall, sondern Symptom. Sie stehen für eine neue Form der Macht: die Disziplinargesellschaft. In Überwachen und Strafen beschreibt er Disziplin als eine Kunst der feinen Eingriffe. Sie schlägt nicht zu, sie gewöhnt. Sinngemäß zeigt Foucault: Disziplin produziert „fügsame Körper“, indem sie Menschen im Raum verteilt und Bewegungen reguliert – bis hinein in die Organisation der Zeit selbst, in Plänen und Routinen³.

Im Schulalltag erscheint das in kleinen Gesten: Kinder sitzen still, melden sich, warten auf das Wort der Lehrkraft, holen sich Erlaubnis für jede Abweichung. Auf den ersten Blick ist das Erziehung zur Ordnung. Gleichzeitig ist es aber die Einübung in Unterordnung – ein Training in Berechenbarkeit.

Damit entstehen keine Untertanen im klassischen Sinn, sondern Menschen, die gelernt haben, sich zu steuern. Foucault nennt das „Technologien des Selbst“: Praktiken, durch die Regeln so vertraut werden, dass sie am Ende wie freie Wahl erscheinen⁴. Der Mensch wird zum Subjekt, indem er Ordnung verinnerlicht – und gerade deshalb kann sich Unterwerfung wie Freiheit anfühlen. Moderne Disziplin wirkt dabei weniger durch offenen Zwang als durch Freiheit innerhalb von Grenzen – und diese Grenzen bleiben oft unsichtbar.

Das Panoptikum – jener kreisförmige Gefängnisbau, in dem ein Wächter theoretisch alle Zellen von oben herab überblickt – wird für Foucault zum Sinnbild dieser Machtform. In der Schule steht zwar kein Turm in der Mitte des Hofes, und doch ist er da. Noten, Anwesenheitslisten, Berichte, Protokolle: All das erzeugt die Möglichkeit ständiger Beobachtung. Die Lehrkraft kontrolliert nicht ununterbrochen. Es reicht, dass Schüler wissen, dass sie gesehen werden könnten. Der Blick der Macht ist in den Kopf umgezogen.

Ein Zeugnis wird mehr als ein neutraler Leistungsnachweis. Es wird zu einem Spiegel des Schülers selbst. Foucault beschreibt das Examen sinngemäß als eine Technik der Macht, die Wissen und Disziplin miteinander verbindet⁵.

In Ziffern verwandelt, wird Lernen zu einer Art Bilanz, Bildung zur Buchführung. Sobald Leistung zählbar wird, bleibt sie nicht mehr außen vor der Person stehen: Die Zahl wird zum Teil des Selbstbilds. Sie wandert vom Blatt ins Innere. Der Schüler liest darin, was er geleistet hat – und wer er scheinbar ist. Ein „Befriedigend“ oder „Ungenügend“ wirkt dann weniger wie eine Messung als wie ein Urteil über das Wesen. So entstehen aus Bewertungen Identitäten: das „sprachbegabte Mädchen“, der „unaufmerksame Junge“, der „nicht für Mathe gemachte Schüler“.

Aus Diagnosen werden Charaktere. Was als pädagogisches Instrument angedacht war, wird zur Erzählung über das eigene Selbst. Diese Geschichte wandert weiter: durch Zeugnisse, Elterngespräche und später durch Personalakten. So lernt das Kind früh, sich mit den Augen der Institution zu betrachten.

Der Blick der Lehrkraft, der ursprünglich fördern sollte, verwandelt sich in eine innere Selbstbeobachtung. Foucault beschreibt diesen Prozess sinngemäß als „Subjektivierung durch Macht“: Urteile von außen werden verinnerlicht und klingen irgendwann wie die eigene Stimme. Die Schule vergibt nicht nur Noten – sie prägt, oft still und früh, ganze Bildungsbiografien⁶.

Die Pädagogik spricht hier von „Förderung“, die Psychologie von „Fortschritt“. Beide Begriffe tragen eine doppelte Bedeutung. Ideal verstanden meinen sie Wachstum, Entwicklung, Entfaltung. Und doch werden sie in der Praxis häufig zur Sprache der Normierung: Wer nicht vorankommt, gilt als defizitär. „Förderung“ bedeutet dann nicht mehr, jemanden in seiner Eigenart zu begleiten, sondern ihn an den Standard heranzuführen. Der Entwicklungsprozess wird zur Anpassung, Bildung zur Normierung.

Wenngleich diese Logik den Alltag prägt, gibt es in Pädagogik und Psychologie seit Langem Gegenentwürfe. Dass Bildung Menschen stärken kann – statt sie nur vergleichbar zu

machen –, ist keine neue Idee. Auf Paulo Freire komme ich im nächsten Unterkapitel ausführlich zurück; hier genügt mir der Hinweis, dass der Zahlenblick nicht alternativlos ist.

Freire formuliert die Alternative zugespitzt: Bildung ist entweder Befreiung oder Domestizierung⁷. Psychologen wie Erich Fromm erinnern daran: Entwicklung ist kein Messwert. Sie entsteht in Beziehung. Carl Rogers betont sinngemäß, die Aufgabe von Lehrenden bestehe weniger im Bewerten als darin, Bedingungen zu schaffen, unter denen Lernen möglich wird⁸.

Diese Stimmen zeigen: Es gibt Alternativen zum reinen Zahlenblick. Bildung kann Begegnung ermöglichen, statt Personen zu vergleichen. Im Alltag dominiert jedoch das Regime der Bewertung. Am Ende zählt, was im Zeugnis steht. Es spricht in der Sprache, die gesellschaftlich am meisten gilt: eine Zahl, die den Menschen in Wert übersetzt. Auf diese Weise stabilisiert sich die Methode, indem sie Normalität als Wahrheit ausgibt.

Foucaults Perspektive macht etwas deutlich: Die Schule ist kein neutraler Lernort. Sie ist ein fein justiertes System der Disziplinierung. Es formt Menschen, strukturiert Zeit und bringt Subjekte hervor, die sich selbst überwachen⁹.

Ordnung, Fleiß und Anpassung sind damit keine „natürlichen“ Wesensarten. Sie entstehen durch institutionelle Machttechniken. Auch unser Selbstbild trägt ihre Handschrift. Sogar das Gefühl von Freiheit ist zu einem erheblichen Teil ein Produkt dieser subtilen Macht – nicht der Ausdruck eines „inneren Wesens“.

Die entscheidende Verschiebung liegt dort, wo Lernen zur Leistung wird. Wo Neugier in Angst umschlägt. Spätestens wenn der Schulweg nicht mehr wie Selbstwerdung wirkt, sondern wie ein Wettkampf, in dem der eigene Wert ständig neu vermessen wird, ist der Punkt erreicht. Dabei ginge es genau genommen um etwas anderes: um Selbstbegegnung, um Reifung, um die langsame Entstehung eines Ichs.

Hier stellt sich die Frage: Kann Schule überhaupt ein Ort der Persönlichkeitsentwicklung sein, wenn sie zugleich alles misst, vergleicht und bewertet?

— Auszugwechsel — (Im Manuskript folgt an dieser Stelle Kapitel 1.5 ff.; hier springt die Leseprobe zu Kapitel 2.)

Kapitel 2. Der Mythos der Leistung

2.1 Ist Erfolg verdient – und Scheitern unsere Schuld?

Wir leben in einer Gesellschaft, die sich selbst erzählt, gerecht zu sein, weil sie Leistung belohnt. Die Formel scheint simpel: Wer sich anstrengt, kommt weiter.

Diese Geschichte klingt moralisch überzeugend und vermittelt Kontrolle. Doch sie verdeckt, dass die Spielregeln des Erfolgs lange vor dem ersten Zeugnis geschrieben werden. Auf die Rolle der Familie als erste Vermittlerin dieser Erzählung komme ich später noch zurück.

Kinder starten nicht auf derselben Linie. Einige erben Sprache, Sicherheit, Bücher und Selbstvertrauen; andere beginnen mit Lücken, Angst und Unsichtbarkeit. Die Schule spricht dann gern von „Chancengleichheit“ – und passt Chancen doch oft an die bestehende Ordnung an.

Die einen lernen früh, sich auszudrücken, sich zu präsentieren und Erwartungen zu erfüllen. Die anderen lernen, dass Anstrengung nicht immer reicht. Und doch sagt das System zu beiden: „Ihr habt dieselben Möglichkeiten.“

Darin liegt für mich eine besonders raffinierte Form von Ungerechtigkeit: eine, die sich als Gerechtigkeit verkleidet. Wenn alle angeblich dieselben Chancen haben, wird jedes Scheitern zur persönlichen Schuld. Armut wird moralisiert, Ungleichheit legitimiert – nicht durch offenen Zwang, sondern durch eine Erzählung, die plausibel klingt und sich gut anfühlt.

Der Soziologe Michael Young prägte den Begriff „Meritokratie“ ursprünglich als Warnung, nicht als Ideal. Er fürchtete eine Gesellschaft, in der die Erfolgreichen ihren Status für verdient halten – und die Gescheiterten für unfähig. Manches deutet darauf hin, dass wir uns genau in diese Richtung bewegt haben. Meritokratie kippt damit leicht in eine moralische Rangordnung: Die Erfolgreichen dürfen sich als verdient verstehen, die Gescheiterten schämen sich.

Vielleicht ist genau das der entscheidende Trick dieser Ordnung: Sie macht aus ungleichen Bedingungen, ein persönliches Problem. Paulo Freire hätte vermutlich gesagt: Unterdrückung wird hier unsichtbar. Wer glaubt, alles sei eine Frage des Fleißes, kämpft nicht gegen Strukturen, sondern gegen sich selbst. Foucault würde ergänzen, dass diese Form von Macht besonders wirksam ist, weil sie von innen wirkt.

An dieser Stelle ist mir wichtig, einen Schritt weiterzugehen als im Schulkapitel: Dort ging es darum, wie wir in die Logik von Vergleich, Bewertung und Anpassung hineinsozialisiert werden. Hier geht es darum, was diese Logik anschließend mit unserer Moral macht. Denn sobald Leistung als Maßstab gilt, wird sie nicht mehr nur gemessen – sie wird geglaubt.

Was wir in der Schule als „objektive“ Note kennenlernen, wird später zur Erzählung über das eigene Leben: Wer oben ist, muss es verdient haben. Wer unten ist, muss etwas falsch gemacht haben. Aus einer sozialen Frage wird ein Charakterurteil.

So entsteht ein Idealtyp des modernen Bürgers: angepasst, ehrgeizig, diszipliniert – und im Inneren müde. Dietrich Bonhoeffer würde in dieser Müdigkeit eventuell jene „moralische Schwäche“ erkennen, die später noch einmal wichtig wird.

Das Tragische an unserer Zeit ist, dass das moralisch Richtige – Fleiß, Effizienz, Disziplin – zu Werkzeugen einer Ordnung werden kann, die Menschlichkeit nicht braucht, sondern Leistung. Wir haben gelernt, uns über Nützlichkeit zu definieren, nicht über Wesen. Ein Leben ohne Zweck erscheint verdächtig, ein Tag ohne Produktivität sinnlos.

Ein Mensch, der von klein auf lernt, dass sein Wert in Zahlen ausgedrückt werden kann – in Noten, Gehältern, Klicks und Likes –, verliert mit der Zeit leicht das Gespür dafür, dass Wert etwas anderes ist als Erfolg.

Solange wir Leistung mit Würde verwechseln, bleibt die Ordnung stabil – weil sie sich durch unsere Zustimmung selbst trägt. Wir alle, Lehrende und Lernende, Eltern und Kinder, sind Teil dieser stillen Maschine. Womöglich beginnt Veränderung nicht mit dem nächsten Plan, sondern mit einem kurzen Innehalten: dem Moment, in dem jemand die Bücher schließt und sich fragt, wozu das alles ist – und für wen er oder sie dieses Leben lebt.

Die Schule entlässt nicht einfach „gebildete“ Kinder – sie entlässt oft Menschen, die an eine bestimmte Gleichung glauben: Vergleich = Gerechtigkeit. Die Notenskala wird dabei zur ersten Liturgie dieser Religion.

Die Institution Schule hat uns gelehrt, an die Gerechtigkeit des Vergleichs zu glauben. Sie hat uns nahegelegt, Leistung sei objektiv messbar – dass Zahlen, Durchschnittswerte, Rankings den Wert eines Menschen abbilden könnten. Was in Wahrheit ein kulturelles Konstrukt ist, erscheint dann wie ein Naturgesetz. Foucault beschreibt sinngemäß, dass Disziplin Menschen dazu bringt, sich selbst als berechenbare Elemente zu betrachten⁴⁸. Und aus dieser Selbstberechnung entsteht eine neue Moral: Wer nicht funktioniert, hat es sich selbst zuzuschreiben.

Damit wird der Mythos der Leistung nicht nur zu einer Ideologie „da draußen“, sondern zu einer inneren Instanz. Genau dieser Übergang – von äußeren Maßstäben zu innerer Selbstbewertung – führt ins nächste Unterkapitel.

Friedrich Nietzsche erkannte in der zivilisierten Oberfläche solcher Ordnung früh eine Zähmung des Geistes. In also sprach Zarathustra deutet er an, dass selbst im „Dienenden“ ein Wille zum Herrsein wirksam bleibt – nur findet er dann oft keinen freien Ausdruck, sondern wird in „zulässige“ Bahnen umgeleitet: Ehrgeiz, Prüfungsangst, Karriereelogik⁴⁹. Leistung wird dann zur eleganten Umlenkung von Energie: nicht unbedingt zur Befreiung, sondern zur gesellschaftlich akzeptierten Form, sich zu beweisen.

Und wo alle sich anpassen, kann am Ende sogar Konformität wie Vernunft aussehen. Das Resultat dieser Herdenbildung, so lässt sich Nietzsche sinngemäß lesen, ist der letzte Mensch – bequem, konform und stolz darauf normal zu sein.

„Wie Bourdieu beschreibt, sind es nicht nur Lehrpläne oder Intelligenztests, die über Bildungswege entscheiden. Prüfungen, Zeugnisse und Diplome verwandeln die Zufälle eines Bildungsweges in Schicksal. Wer oben startet, wirkt am Ende begabt. So wird das alte Privileg in eine neue Begabung übersetzt – und das System kann sich dabei sogar gerecht fühlen.“⁵⁰.

2.2 Vom äußeren Druck zum inneren Zwang

Wenn Leistung einmal als Moral im Inneren sitzt, braucht es weniger äußeren Druck, als wir oft denken. Kapitel 1 hat gezeigt, wie früh diese Selbstführung eingeübt wird. Hier geht es um die nächste Etappe: wie daraus ein innerlicher Zwang wird, der sich wie Freiheit anfühlt.

Byung-Chul Han beschreibt diese Verschiebung als einen nächsten Schritt: Aus der Disziplinargesellschaft wird eine Leistungsgesellschaft. Um die Produktivität weiter zu steigern, wird – so Han – „das Paradigma der Disziplinierung durch das Paradigma der Leistung, das heißt durch das Positivschema des Könnens“ ersetzt. Und er verbindet diese neue Logik mit einer besonderen Form von Selbstzwang: „Der Wegfall der Herrschaftsinstanz führt nicht zur Freiheit. Er lässt vielmehr Freiheit und Zwang zusammenfallen.“⁵¹.

Damit hat sich Macht erneut verfeinert. Der äußere Zwang wird durch Selbstmotivation ersetzt. Der Mensch treibt sich selbst an, überwacht, steigert und reguliert sich – nicht mehr aus Angst vor Strafe, sondern im Namen der Selbstverwirklichung. Was früher Druck von außen war, erscheint heute als „persönliches Wachstum“ – und wirkt gerade deshalb so plausibel.

Man könnte diesen Übergang als eine Fortsetzung der Disziplin mit anderen Worten beschreiben: Die Regeln sind nicht verschwunden – sie sind in uns umgezogen. Statt „Du musst!“ hören wir „Du kannst noch mehr!“. Und weil das wie Ermutigung klingt, wird Widerspruch schwer.

Wie diese Verschiebung vom äußeren Druck zur eigenen Steuerung funktioniert, haben wir in ihren Grundzügen bereits kennengelernt. Entscheidend ist hier der nächste Schritt: Der alte Zwang verschwindet nicht – er wechselt nur die Sprache. Was einst Schmerz oder Unwohlsein zufügte, erzeugt heute Zustimmung. Wir nennen es „Herausforderung“, „Persönlichkeitsentwicklung“ oder „Wachstum“ – und merken oft nicht, wie ähnlich die Logik dahinter bleibt.

Nur die Form der Macht hat sich verändert: Sie ist weicher geworden, leiser, innerlicher. Genau deshalb greift sie tiefer, weil sie sich mit dem Selbstbild ihrer Träger verbindet. Für mich wirkt die Leistungsgesellschaft deshalb weniger wie ein Fortschritt als wie eine Zuspitzung der Disziplin. Statt dass eine Institution uns dauerhaft „im Blick“ hat, tragen wir

den Blick zunehmend selbst mit uns herum. Die Kontrolle wechselt ihren Ort – von der Institution in die Person.

Im Alltag zeigt sich das in Tracking, Feedbackschleifen, Vergleichsroutinen und permanenter Selbstprüfung, auf die ich später zurückkomme. Entscheidend ist die Verschiebung dahinter: Der Blick der Bewertung wandert in die Person selbst – bis in die ständige Frage, ob man „genug“ ist. Zwang erscheint als Möglichkeit, Kontrolle als Selbstverwirklichung.

Der amerikanische Philosoph Michael Sandel nennt das die „Tyrannei der Leistung“. Es ist die moralische Seite dessen, was sich in der Leistungserzählung so oft als „gerecht“ tarnt. In „Vom Ende des Gemeinwohls“ beschreibt er, wie das Leistungsprinzip zur moralischen Rechtfertigung sozialer Ungleichheit geworden ist: Es ermutigt die Gewinner, Erfolg als eigenen Verdienst zu lesen – und drängt die Verlierer leicht in Scham und Selbstzuschreibung von Schuld⁵². So verwandelt diese Logik Armut in Versagen und Reichtum in Tugend – und lässt Ungleichheit weniger wie ein Problem der Bedingungen erscheinen, eher wie ein Urteil über Personen. Sie ist die säkulare Variante der Vorherbestimmung: Nicht mehr Gott wählt die Auserwählten, sondern der Markt. Das Ergebnis bleibt ähnlich. Der Erfolg, den dieses System verspricht, gleicht einer Leiter ohne oberes Ende.

Und selbst wenn man glaubt, angekommen zu sein, verschiebt sich das Ziel sofort weiter. Wer eine Stufe erreicht, sieht sofort die nächste. Wer eine Wohnung hat, soll ein Haus anstreben; wer ein Haus besitzt, ein größeres. Wer eine Position erreicht, blickt auf die nächsthöhere, und wer genug verdient, merkt, dass andere mehr haben.

„Genug“ existiert nur als Wort, nicht als Erfahrung. So entsteht ein Leben im Dauervergleich. Man lebt nicht mehr, um zu sein, sondern um aufzuschließen. Ruhe wäre in diesem System ein Skandal, weil sie die Frage zuließe, ob die Leiter überhaupt irgendwohin führt.

Darin liegt die Raffinesse dieses Erfolgsversprechens: Es verwandelt den Wunsch nach Anerkennung in ein Instrument der Kontrolle. Wer glaubt, dass sein Glück am Ende einer Karriereleiter wartet, treibt sich bereitwillig selbst an – strenger, als es jede Autorität könnte. Er opfert Zeit, Beziehungen, Gesundheit für Ziele, die sich ständig verschieben.

Wenn ich mir diese Logik des Aufstiegs anschau, wirkt sie auf mich wie eine stille Rechenaufgabe, in der eine entscheidende Größe fehlt. Mit jeder Beförderung steigen Gehalt, Verantwortung und Fixkosten; der Lebensstandard wächst mit, möglicherweise auch das Ansehen. Auf dem Papier sieht das nach Fortschritt aus.

Nur: Die Frage, wie viel Beweglichkeit und wie viel wirkliche Wahl dadurch entsteht, taucht in dieser Gleichung kaum auf. Freiheit bleibt eine unsichtbare Variable. Für viele verschiebt sich die Bilanz paradoxerweise in die andere Richtung: Je mehr sie verdienen, desto weniger können sie es sich leisten, auszusteigen – nicht, weil jemand sie dazu zwingt, sondern weil die Angst, das Erreichte zu verlieren, mit jeder Stufe der Leiter größer wird.

Das System nutzt dabei eine alte Einsicht: Es ist leichter, jemanden zu führen, der etwas unbedingt will, als jemanden, der nichts mehr zu verlieren hat. So wird der Leistungsbegriff zur unsichtbaren Leine. Menschen bleiben fügsam, weil sie fürchten, das Erreichte zu verspielen – und merken kaum, dass sie längst nicht mehr nur für sich arbeiten, sondern für die Aufrechterhaltung einer Ordnung, die nie den Satz sagt: „Es ist genug!“

Bevor wir dieses Leistungsversprechen als bloße Täuschung abtun, sollten wir auch die sehen, die es verteidigen – oft schlicht, weil es nach Gerechtigkeit klingt.

— *Auszugwechsel* — (Im Manuskript folgen 2.3 ff.; hier springt die Leseprobe zu Kapitel 3.)

Kapitel 3. Vom Bürger zum Schuldner – Die leise Macht des Geldes

3.1 Wie Schulden, Marktlogik und Selbstoptimierung unser Leben steuern

Was im ersten Kapitel am Beispiel der Schule begann – die Einübung in Disziplin und Selbststeuerung – setzt sich im Erwachsenenleben an anderer Stelle fort: im Umgang mit Geld und Schulden. Aus der Disziplin der Stundenpläne wird die Disziplin der Raten: Fälligkeiten, Bonität, SCHUFA. Wer „im Takt“ bleibt, gilt als zuverlässig; wer aus dem Takt gerät, wird sanktioniert. Oft braucht es dafür keinen Druck von außen: Wer verschuldet ist, kontrolliert sich selbst – gebunden an Verträge, Zinsen und Marktlogik. Genau diese Verschiebung – von außen nach innen – ist es, die ich hier betrachten will.

Michel Foucault hat gezeigt, dass Macht sich mit der Geschichte verändert, ohne ihre Logik aufzugeben. Sie wird feiner, intimer, ökonomischer. In seinen Vorlesungen „Die Geburt der Biopolitik“ beschreibt er, wie ökonomisches Denken im 20. Jahrhundert nicht nur Märkte ordnet, sondern genauso Menschen prägt. Wichtig ist mir dabei vor allem diese Regierungslogik des Marktes.

Mit dem Aufstieg des Neoliberalismus überschritt der Markt seine alten Grenzen. Er ist nicht mehr nur der Ort des Tauschs, sondern wird zum Leitbild für das Leben selbst: Wettbewerb, Effizienz und Risikomanagement wandern aus der Ökonomie in Alltag, Biografie und Selbstbild. Kategorien des Marktes werden zu Kategorien des Daseins.

Der Mensch soll, so dieses Denken, lernen, sich selbst zu führen wie ein kleines Unternehmen: planvoll, produktiv, kalkulierend. Foucault beschreibt sinngemäß das als neue Regierungslogik: Das Individuum soll sich als etwas verstehen, in das es investiert, das es steuert und von dem es „Erträge“ erwartet⁵⁸. Dann wird das Leben selbst zur Gewinn- und-Verlust-Rechnung.

Damit verschiebt sich die Macht: Nicht der Befehl lenkt, sondern die Selbststeuerung nach Marktlogik. Erfolg wird moralisch, Scheitern privat. Und weil das so „freiwillig“ wirkt, ist es schwerer zu benennen – geschweige denn zu kritisieren.

So formt sich ein neues Ich: unternehmerisch, kalkulierend, immer im Modus der Optimierung. Bildung wird zur Investition, Beziehungen zu Verbindungen – aber selten zu Nähe. Selbst der eigene Körper wird zur Ressource. Man fühlt sich weniger eingebettet – und mehr wie ein Projekt, das Rendite bringen soll.

Hier ersetzt Geld die Note: ein universelles Bewertungsinstrument. Wer viel verdient, gilt schnell als „richtig“; wer wenig hat, wirkt leicht wie „nicht ausreichend“. Die alte Moral des Fleißes kehrt im ökonomischen Gewand zurück.

Wie schon beschrieben, ähneln sich Schule und Arbeitswelt in ihrer Grundform: Taktung, Bewertung, Anpassung – und das stille Training, „im System“ zu funktionieren. Ich rufe das hier nur kurz auf, weil Geld diese Logik nicht einfach fortsetzt, sondern verschärft: Es bewertet nicht nur, es bindet. Wenn Geld die Note ersetzt, liegt der nächste Schritt nahe: dass es nicht nur misst, sondern Zukunft festlegt – über Raten, Fälligkeiten und die Angst vor Verzug.

Doch Geld wirkt subtiler als jede Strafe. Es bindet nicht durch Gewalt, eher durch Schuld. Maurizio Lazzarato formuliert das in Die Fabrik des verschuldeten Menschen als Leitthese: Sinngemäß ist die Schuldbeziehung für Lazzarato die zentrale gesellschaftliche Beziehung des Kapitalismus⁵⁹.

Gemeint ist: Schulden sind nicht nur ein Instrument, sondern eine Bindungsform. Wer unterschrieben hat, fühlt sich verpflichtet – selbst ohne Druck. Das sieht man in normalen Lebensläufen: Studienkredit, Wohnung, Auto auf Raten. Auf dem Papier entstehen Chancen; im Kopf entsteht ein neuer Takt: Rate, Fälligkeit, Angst vor Verzug. Die Bindung funktioniert, ohne dass jemand schreien oder drohen müsste.

Menschen unterschreiben Kreditvereinbarungen – und nennen das Freiheit. Doch diese Freiheit ist geliehen: Ein Teil der Zukunft ist verpfändet. Der Kredit gibt Möglichkeiten und bindet zugleich; er ist das freundliche Gesicht der Disziplin: Er gibt, um zu binden.

Lazzarato beschreibt diesen Zustand als eine Verschuldung des Subjekts mit sich selbst. Wer im Kapitalismus lebt, wird leicht zum Schuldner seiner eigenen Versprechen. Jeder Kredit, jedes Ziel, jedes Leistungsversprechen ist ein Vertrag mit der Zukunft, den es einzulösen gilt. Der Mensch wird so zum ökonomischen Gefangenen seiner Hoffnungen – oder zumindest fühlt es sich für viele so an.

Was früher als kollektiver Schutz gedacht war, wird heute zur privaten Aufgabe. Man soll vorsorgen, absichern, ausgleichen. Und wenn es nicht reicht, zahlt man doppelt: mit Geld und mit Ruhe. Weil Risiken so oft privatisiert werden, wird Verschuldung zur Standardlösung – und der Preis dafür bleibt nicht nur finanziell.

Auffällig ist eine Lücke in der Bildung: echte Bildung über Geld. In der Schule lernen Kinder und Jugendliche jahrelang Formeln, Gedichte und Daten; zugleich bleiben Zinseszins, Budget, Vertragslogik oder der Unterschied zwischen Vermögen und Schulden oft ein Randthema. Man trainiert für Prüfungen – deutlich weniger für die finanziellen Entscheidungen, die kurz nach der Schule real werden. So tritt man in Verträge ein, ohne ihre Logik ernstlich zu durchschauen.

Die neoliberale Epoche hat diese Haltung perfektioniert. Sie verkündet: Jeder ist seines Glückes Schmied – und seiner Armut ebenfalls. Unter dem Stichwort „Eigenverantwortung“ wird Freiheit dann oft im Sinne dieser Tradition als Pflicht gelesen, die Konsequenzen des eigenen Handelns zu tragen⁶⁰.

Der Anthropologe David Graeber beschreibt in diesem Zusammenhang eine Schuldengesellschaft, in der moralische und finanzielle Verpflichtungen ineinanderfallen⁶¹. Gemeint ist nicht nur der klassische Kreditvertrag, sondern ein allgemeiner Ton, der viele Biografien durchzieht: Wer im Dispo steckt, wer Raten zahlt, wer einen Zahlungsplan hat, erlebt seine Lage selten als politisches Problem, eher als persönlichen Makel.

„Ich habe zu viel ausgegeben“, „Ich war nicht vorsichtig genug“, „Ich muss das wieder gutmachen“ – solche Sätze tauchen oft erstaunlich früh auf. Die Frage, warum ein System so organisiert ist, dass ohne Kredit kaum jemand ein Studium, eine Wohnung oder eine unerwartete Rechnung stemmen kann, kommt meist später.

Graeber betont, dass diese Form der Macht kaum sichtbare Repression braucht. Sie arbeitet mit Kontoständen, Mahnschreiben und inneren Vergleichen: mit dem Blick aufs eigene Konto, auf den Lebensstandard der anderen, auf die stillen Normen von „solide“ und „verantwortlich“. Die Sprache dieser Macht klingt vernünftig: „Du musst doch wissen, wie du mit deinem Geld umgehst.“ Kontrolle wird zu Selbstkontrolle, Zwang zu scheinbar freiwilliger Verantwortung.

Diese Form der Macht wirkt weniger über Verbote als über Identifikation. Die Zumutung erscheint nicht offen als „Du musst“, sondern als „Du willst“ – und genau dadurch wird Überlastung schwerer als Struktur zu erkennen. Man erlebt sie als eigenen Einsatz, als vermeintlich freiwillige Entscheidung.

Für mich wirkt es so, als ob der emotionale Kapitalismus diese Verschiebung gezielt nutzt: Unternehmen bieten Sinn, Gemeinschaft und Zugehörigkeit an – und koppeln daran Erwartungen. Teamrhetorik, Werte, „Wir-Gefühl“, kulturelle Passung: Wer dazugehört, soll sich nicht nur an Regeln halten, sondern sich mit ihnen identifizieren. Kritik klingt dann schnell wie Undank oder mangelnde Loyalität. Der Zwang von Außen muss gar nicht mehr laut werden, weil die Bindung über Selbstbild und Anerkennung läuft. Es ist derselbe Mechanismus: Steuerung über Zugehörigkeit und Selbstdeutung statt mittels offenen Befehl.

Ein besonders anschauliches Beispiel für diese raffinierte Macht ist das Smartphone. Es ist Kalender, Arbeitsplatz und Nachrichtenkanal zugleich. Und es ist damit ebenfalls ein

Überwachungsinstrument. Jede Geste hinterlässt Datenspuren. Aus ihnen lassen sich Vorlieben, Ängste und Gewohnheiten ableiten. Was wir sehen und lesen, wird gefiltert – selbst das, was wir wichtig finden. Hinter diesen Filtern steht oft selten das Ziel, Freiheit zu vergrößern. Es geht eher darum, uns berechenbarer zu machen. Die scheinbar endlose Auswahl an Inhalten erzeugt nicht Autonomie, sondern eine fein kalibrierte Lenkung der Aufmerksamkeit: Wir wählen aus dem, was längst für uns vorsortiert wurde. In dieser Psychopolitik braucht die Macht keine Gewalt mehr. Sie nutzt die Freiheit als Ressource und die Lust am Mitmachen als Motor.

Selbst die Sprache zeigt, wie tief das Ökonomische ins Moralische gerutscht ist. Wir reden von „Investitionen in Beziehungen“, von „Selbstwertsteigerung“, von einer „Lebensbilanz“. Erfolg und Wert klingen dabei fast wie Synonyme. Und das Denken in Gewinn und Verlust wird zu einer Art innerer Kulturform: zu einer Grammatik der Seele.

Dass „Kredit“ sprachgeschichtlich mit credere (glauben, vertrauen) verwandt ist, passt zur Sache: Kredit beruht auf Vertrauen – und auf Hoffnung. Diese Hoffnung hält vieles in Gang: die Erwartung, dass morgen genügend Einkommen da ist, um die Verpflichtung von heute zu erfüllen. Wer leiht, erwartet mehr zurück, als er gegeben hat – nicht nur individuell, sondern systemisch: Das gesamte System gerät unter Druck zu wachsen, um die Zinsen bedienen zu können. Die Rückzahlung der ursprünglichen Summe reicht nicht mehr aus, weil die Schuld unterdessen gewachsen ist. Diese Logik macht aus individueller Verschuldung einen dauerhaften Druck auf die Zukunft.

Gräber formuliert dazu eine historische Pointe: Seit man begonnen hat, Geld aus Geld zu machen, wurde Schuld zu einem Motor der Geschichte⁶² In einer foucaultschen Perspektive verlagert sich damit Disziplin nach innen: in Selbstverantwortung, Selbstkontrolle, Selbstbeschämung. Damit schließt sich der Kreis zu der Verschiebung, mit der dieses Kapitel begonnen hat.

Das Ergebnis ist – so könnte man es zumindest sehen – eine Gesellschaft von Schuldnern ohne klar erkennbare Gläubiger. Viele erleben, dass sie allen etwas schulden: Aufmerksamkeit, Zeit, Leistung, Geld – und wissen oft nicht mehr genau, wem.

3.2 Wie Schuld zum Geschäftsmodell wurde

Um zu verstehen, wie wir in der modernen Kreditgesellschaft gelandet sind, lohnt sich ein kurzer Blick zurück.

Mit der frühen Neuzeit und dem Aufstieg von Handel und Finanzwesen wurde Schuld nach und nach aus dem Gefüge der Gemeinschaft herausgelöst. In vielen vormodernen Gesellschaften hieß verschuldet zu sein zunächst, einem Menschen etwas zu schulden – konkret, begrenzt, persönlich.

Leihen war ein Akt des Vertrauens, kein Geschäft. Wer borgte, erwartete in der Regel nur das zurück, was er gegeben hatte. Zinsnehmen galt vielerorts als unmoralisch: Geld sollte

nicht aus sich selbst wachsen. In biblischen Traditionen war Zinsen zu verlangen lange problematisch; im europäischen Mittelalter galt es offiziell als Sünde. Diese Verbindlichkeit band Menschen; sie war Teil des sozialen Gewebes.

Dann geriet dieses Verhältnis in Bewegung. In den Handelsstädten Italiens, im Protestantismus und im jungen Finanzwesen wurde das Zinsnehmen zunehmend legitim. So unterschiedlich diese Entwicklungen waren – sie liefen auf denselben Effekt hinaus: Verschuldung bekam einen Preis. Zeit wurde zum Faktor. Der Gläubiger erwartete mehr zurück als zuvor. Und das galt mehr und mehr als Recht, nicht als Gefälligkeit.

Wie konkret diese Verschiebung auf der Gegenseite wirkt – also dort, wo Forderungen entstehen –, sieht man am Beispiel Jakob Fuggers. Bis hierhin habe ich Schulden vor allem von der Seite beschrieben, die wir alle kennen: als Last, als Verpflichtung, als unsichtbare Klammer um die Zukunft. Man nimmt einen Kredit auf – und plötzlich gehört ein Teil der kommenden Jahre nicht mehr einem selbst, sondern einem Versprechen.

Was dabei leicht aus dem Blick gerät: Jede Schuld hat eine Gegenseite. Wo jemand zahlt, steht jemand, der fordert. Und in dem Moment, in dem Forderungen groß genug werden, ist Kredit nicht nur ein ökonomisches Instrument, sondern ein Hebel, der Beziehungen und Handlungsspielräume verschiebt.

Fugger macht das greifbar, weil sich bei ihm früh zeigt, was später zur Normalität wird: Wer Kredite geben kann, setzt Bedingungen – und lenkt damit Möglichkeiten. Fugger finanzierte Herrscher nicht wie ein philanthropischer Mäzen, sondern als Gläubiger mit Interessen: Kredite wurden an Privilegien, Förderrechte, Zugänge und Sicherheiten gekoppelt. Im Ergebnis entsteht ein Verhältnis, das asymmetrisch ist, selbst wenn es formal wie ein Vertrag aussieht. Der Schuldner braucht Geld, Zeit, Spielraum; der Gläubiger gibt ihn – und erhält dafür nicht nur Rückzahlung, sondern Einfluss.

Besonders sichtbar wird diese Logik im Umfeld der Kaiserwahl 1519. Historische Darstellungen nennen Summen von über 850.000 Gulden, die im Zusammenhang dieser Wahl mobilisiert wurden – eine Größenordnung, die schon in ihrer Zeit außergewöhnlich war. Entscheidend ist für mich weniger die Zahl als das Muster: Macht wird an Finanzierung gekoppelt – und wer die Finanzierung organisiert, sitzt nicht am Rand, sondern näher am Zentrum der Entscheidungen.

In einem überlieferten Briefsatz an Karl V. wird dieser Zusammenhang so offen ausgesprochen, dass er fast modern wirkt: „Es ist auch wissentlich und liegt am Tage, dass Eure Majestät die römische Krone ohne mein Zutun nicht hätte erlangen können.“⁶³. Das ist nicht bloß Prahlerei, sondern die nackte Beschreibung eines Kreditverhältnisses: Schuld schafft Abhängigkeit – und Abhängigkeit verschiebt, wer im Zweifel Handlungsspielraum hat.

Und plötzlich sieht man, warum es zu kurz greift, Schulden nur als individuelles Problem zu erzählen. Aus Sicht der Schuldner ist es ein Druck, der ins Leben kriecht. Aus dem Blick der Gläubiger ist es ein Vorteil, der sich oft sehr leise bemerkbar macht: Wer Zukunft

vorfinanzieren kann, kann Bedingungen mitformulieren – nicht zwingend als Plan, manchmal einfach als Folge eines Ungleichgewichts.

Genau deshalb gehört zur Geschichte der Schulden immer auch die Geschichte der Gläubiger: Sie erklärt, warum sich manche Lasten so privat anfühlen, obwohl sie aus Strukturen entstehen. Und möglicherweise erklärt das zusätzlich, warum Schulden für die einen so schnell nach persönlichem Versagen schmecken – während sie für andere einfach ein Mittel sind, Möglichkeiten zu organisieren.

Womöglich ist das auch ein Grund, warum Schulden müde machen: Sie kosten nicht nur Geld, sondern ebenso inneren Spielraum. Was sich hier historisch abzeichnet, spüren wir heute im Alltag: Während man sich als Schuldner anpasst, plant und rechnet, bleibt oft kaum Energie übrig, um das Ganze überhaupt als Struktur zu sehen.

In dieser Bewegung – stark vereinfacht – vollzog sich ein epochaler Wandel: Schuld wurde zur Quelle von Wachstum. Der Zins verwandelte die moralische Bindung in einen ökonomischen Kreislauf. Verbindlichkeiten konnten sich dadurch vermehren; sie wurden zum Instrument der Akkumulation. An die Stelle einer Gemeinschaft, die durch Geben und Zurückgeben zusammenhielt, trat ein System, das sich über Schuldverhältnisse selbst fortschreibt.

Von da an stand der Schuldner nicht mehr nur einem Menschen gegenüber, sondern einem Mechanismus. Rückzahlung diente nicht mehr in erster Linie dem Frieden, eher dem Profit. Schuld hörte auf, primär sozial zu sein – sie wurde produktiv.

Man kann sich den Unterschied konkret so vorstellen: Früher borgte man Saatgut vom Nachbarn und zahlte nach der Ernte zurück; heute unterschreibt man einen Kreditvertrag bei einer Bank, deren Logik nicht vom Dorfleben, sondern von Renditeerwartungen bestimmt ist.

In dieser Verschiebung kehrt etwas wieder: Aus persönlicher Schuld wird eine verzinste Forderung. Schuld steht damit nicht nur zwischen Menschen, sondern zwischen Menschen und einem System, das aus Forderungen ein Geschäftsmodell macht. Genau auf dieser Bewegung baut die heutige Kreditgesellschaft auf.

3.3 Kritik: Kredit als Fessel oder zweite Chance?

Wenn man Autoren wie Graeber, Lazzarato, Nietzsche und Foucault folgt, wirkt die Welt der Schulden fast wie ein gut getarntes Herrschaftssystem: Der Kredit bindet Menschen an ihre Zukunft, macht sie fügsam und verschiebt die alte Fremddisziplin in eine innere Selbstkontrolle. Wer schuldet, ordnet sich leichter unter – nicht, weil jemand droht, sondern weil man selbst „anständig“ sein will. Die Bank braucht keinen Knüppel; oft reicht der Mahnbrief.

Doch es gibt daneben eine andere Lesart. In der klassischen Ökonomie und in vielen Lebensgeschichten erscheint Kredit nicht zuerst als Fessel, sondern als Möglichkeit. Ohne Schulden gäbe es keine Fabriken, keine Bahnlinien, keine Windräder – und viele Wohnungen könnte kaum jemand bar bezahlen.

Staatsschulden folgen einer anderen Logik als private Schulden. Der Staat tilgt sie meist nicht wie ein privater Haushalt, sondern rollt sie weiter: Anleihen laufen aus, neue ersetzen sie. Die Zahl bleibt – aber ihr Gewicht kann sinken, zum Beispiel durch Inflation. Staatsschulden wären ein eigenes Thema – auch weil Staaten Schulen, Krankenhäuser und Infrastruktur oft „auf Pump“ finanzieren: Gegenwart und Zukunft lassen sich hier nicht sauber trennen.

Private Schulden funktionieren anders: Private Haushalte und Unternehmen nehmen Kredite bei Geschäftsbanken auf. Die Bank prüft die Bonität und entscheidet über die Vergabe. Anders als beim Staat müssen diese Schulden fristgerecht bedient werden – sonst drohen spürbare Folgen. Mit der letzten Rate ist der Kredit erledigt. Im Folgenden geht es um private Verschuldung.

Im diesem Sinne ist für viele der Kredit zunächst eine Aufstiegschance. Das BAföG ermöglicht ein Studium überhaupt erst, ein Gründungskredit eine Selbstständigkeit, und eine Hypothek ein Haus, das sich ein Normalverdiener sonst nie leisten könnte. In dieser Perspektive ist Zins keine reine Ausbeutung, sondern eine Art Mietpreis für Geld: Wer heute Kapital nutzt, bezahlt dafür, es früher zur Verfügung zu haben. Das kann man kritisieren – aber man kann sagen: Ohne diese Logik gäbe es viele Investitionen nicht, weil kaum jemand sein Ersparnis jahrelang ohne Gegenleistung aus der Hand geben würde.

Für viele Ökonomen ist Kredit vor allem Technik, nicht Moral. Er soll Risiken verteilen, Zukunft möglich machen und Vorhaben nicht am Kontostand von heute scheitern lassen.

Dahinter steckt erneut ein spezielles Menschen- und Gesellschaftsbild. Wer Schulden grundsätzlich skeptisch sieht, betont eher die Verletzlichkeit des Menschen. Krankheit, Scheidung, Jobverlust, ein einziger Fehler – und ein Kredit wird zur Falle. In dieser Sicht braucht es Schutzmechanismen, denn der Einzelne ist den Finanzmärkten strukturell unterlegen.

Wer Kredit eher positiv bewertet, setzt auf Selbstwirksamkeit. Der Mensch gilt als jemand, der Chancen ergreifen und Risiken tragen kann – und der sich im Zweifel wieder herausarbeitet.

Für beide Sichtweisen existieren Beispiele. Es gibt Fälle, in denen Schulden Leben schwer machen oder zerstören. Konsumkredite führen in Überschuldung. Nach Krisen verlieren manche ihr Eigenheim. Firmen gehen an Zinsen kaputt. Und selbst Staaten geraten unter Druck, wenn Schuldendienst politische Spielräume frisst.

Und es gibt die Geschichten, in denen Schulden Freiheit schaffen: ein Studium trotz Armut, eine Gründung trotz fehlender Sicherheiten, eine Wohnung, die nicht mehr vom Vermieter abhängt. Dieselbe Struktur – der Kreditvertrag – kann Gefängnis oder Türöffner sein.

Übertragen auf den Alltag ergibt sich ein vertrautes Bild: Aus der Idee, „fair bewertet“ zu werden, wird eine Pflicht, „verlässlich zu funktionieren“. Aus dem pünktlichen Schüler wird der pünktlich zahlende Bürger, aus der Note wird die Bonität, aus dem Zeugnis der SCHUFA-Eintrag. Die innere Stimme, die früher „Ich muss lernen“ sagte, erklärt später „Ich muss zahlen“.

Aus einer pragmatischen Perspektive gilt: Kredite können Handlungsspielraum eröffnen, ähnlich wie Abschlüsse. Aber nur, wenn sie fair vergeben werden. Wenn Kosten und Risiken transparent sind. Wenn sie begrenzt bleiben. Und wenn Regeln die Schwächeren schützen.

Daraus folgt etwas Konkretes: Viele von uns wissen zu wenig über Kredit, Zinsen und Risiken. Wer die Logik dahinter versteht, kann weniger blind entscheiden, welche Rolle Schulden im eigenen Leben spielen sollen.

Ein Kredit ist nicht nur eine Summe. Maßgebend sind Höhe, Laufzeit und Zinsen – und die Bindung ans eigene Einkommen. Daraus ergibt sich das Risiko für eine Person oder Familie. Selbst wenn man Kredit grundsätzlich akzeptiert, bleibt eine Frage zentral: Wie viel Freiheit in der Zukunft gebe ich heute ab? Es ist ein Unterschied, ob Schulden ein Werkzeug sind oder ein Dauerzustand.

Für mich öffnet die Auseinandersetzung mit Krediten deshalb nicht nur den Blick auf Missstände. Sie klärt darüber hinaus, wo man überhaupt noch wählen kann – und wo man längst nur noch reagiert. Dabei zeichnen sich zwei Wege ab.

Der erste ist grundsätzliche Kritik. Dann stellt man Kredit als System infrage. Als Logik, die Leben in Zahlen, Zinsen und Rendite übersetzt. Die Folgefrage lautet: Wie könnte eine Wirtschaft aussehen, in der Gemeinschaft wieder stärker zählt? In der Teilen, Schenken und öffentliche Finanzierung mehr Raum bekommen?

Der zweite Weg bleibt im bestehenden Rahmen. Man nutzt die Kritik, um ihn weniger zerstörerisch zu machen. Das beginnt bei Regeln für Privatkredite und starken Verbraucherrechten. Es braucht reale Entschuldungsmöglichkeiten, Transparenz und Finanzbildung. Und es benötigt Formen von Geld und Kredit, die nicht nur Profit maximieren sollen, sondern zusätzlich dem Gemeinwohl dienen.

Ziel ist weder, die Abschaffung allen Kredits zu predigen, noch die bestehende Schuldenordnung zu romantisieren. Im Zentrum steht etwas anderes: dass wir nicht mehr so tun, als sei das Kreditregime naturgegeben. Wer versteht, wie tief die Logik von Schulden und Zins in unser Selbstbild eingewandert ist, kann sich entscheiden, wie weit man mitspielt – und wo man Grenzen ziehen will. Für manche wird das bedeuten, das System grundsätzlich anzugreifen, für andere, es Schritt für Schritt fairer zu machen. Wichtig ist aus

meiner Sicht vor allem eines: dass wir nicht mehr in eine Rolle hineingleiten – die des braven Schuldners –, ohne sie bewusst gewählt zu haben.

Die Bilder in diesem Kapitel sind bewusst scharf gezeichnet: der brave Schüler, der Schuldner und die „Müdigkeitsgesellschaft“, die im nächsten Abschnitt genauer auftaucht. Sie stehen für Tendenzen, nicht für ganze Biografien. Aber genau diese Zuspitzung macht Muster sichtbar, die im Alltag oft untergehen.